

# Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 44

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646236>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 44 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

30. Oktober 1937

## Gottesacker

(Zum Totensonntag.)

Tiefe Furchen hat die Zeit gezogen  
In des Herrgotts weitem Ackerland,  
Wo so mancher, von der Welt betrogen,  
Reichen Lohn des stillen Friedens fand.

Schlichte Kreuze reihen sich an Steine,  
Von des Bildners Meisterhand geschmückt.  
Urnen bergen sich im grünen Haine,  
Allem Lärm und allem Leid entrückt.

Zwischen ihnen gehen schmale Pfade  
Dem Gedenken nach an Lust und Harm.  
Eines Himmels Odem, seine Gnade  
Machen bange Herzen stark und warm.

Dunkle Furchen hat der Tod gezogen,  
Aber in dem Feld, dem Licht bereit,  
Aus der Blumen Duft, dem grünen Wogen  
Keimt des Sterbens Saat zur Ewigkeit.

Ernst Dfer.

## Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

15

„Ein Gast aus Deutschland“, erklärte der Sindaco mit einiger Wichtigkeit, „ein sehr gebildeter Mann, der das Unglück hatte, in unsern Bergen den Fuß zu verstauchen.“

Er und Testa brachen bald nach dem See auf und nahmen das Mittagessen im Murmeltierranzen mit, um ungestört bleiben zu können.

Als Heinrich mit Doia allein war, erzählte sie: „Odoardo Testa ist, wenn schon doppelt so alt wie ich, von der Mutterseite her zu mir Geschwisterkind. Er hat seinen Weg gemacht. Als Steward auf einem Schiff hat er fast alle Erdteile gesehen, sich das Vermögen erspart, um ein kleines, aber von den Fremden viel besuchtes Hotel in Genua zu erwerben; dort hat er wieder so viel verdient, um, wenn es soweit kommt, das Hotel am See ohne fremde Hilfe bauen zu können. So sind unsere Tessiner. So lange sie jung sind, ist ihnen kein Dienst in der Fremde zu hart, um dort ein Stück Brot zu verdienen. Wenn aber einmal die Bierzig kommen, dann heim! Auch Odoardo, dem es bei seinem Reichtum in Genua wohl genug sein könnte. Er hat keinen Grund, das Hotel am See zu bauen, als daß er sein letztes Geld in der Heimat verdienen will. Und die zärtliche Liebe zum angestammten Boden ist wohl der schönste Charakterzug an unserm Volk. Daneben hat es große Fehler, doch wozu darüber sprechen? — Sie kennen sie ja von Carlo. — Nein, reden wir nicht von ihm.“

Sie nahm Heinrichs Hand.

„Was ich Ihnen eigentlich sagen wollte, das war mein Dank für die große Freude, die Sie meinem Vater durch Ihr

Gespräch bereitet haben. Ihn mit einem Künstler zu vergleichen, das war ein Sonnenstrahl in sein Herz, in das sonst wenig Freude fällt. Wenn er nur anregende Freunde besäße; aber fast alle sind dahin, oder seit der Jugendzeit als Kleinbauern so verknorrt, daß er keinen Gefallen mehr an ihrer Unterhaltung findet. Deswegen sitzt er viel zu viel daheim, überdenkt seinen Kummer wegen Carlo und hat zu wenig Bewegung, der große, schwere Mann, dafür allerlei kleine Leiden, die ihm niemand ansieht. Der Arzt in Airolo, der dann und wann bei uns vorspricht, hat ihm eindringlich ins Gewissen geredet, er müsse sich durch Arbeit jung erhalten; sonst laufe er Gefahr, daß ihn ein Schlaganfall dahinraffe. Daß er nach Bellinzona auf den Markt ging, habe ich erwirkt. Und heute muß er doch mit Odoardo zu Berge steigen, das ist gut. Früher hat er das Heu in der Hürde, in der Sie schliefen, immer selber ins Dorf heruntergetragen; dieses Jahr müssen es Testa und ich tun, weil er über schwere Beine klagt. So habe ich auch um den Vater stille Sorgen.“

Sie sann tief und schwer. Plötzlich aber hob sie den Kopf. „Es geht gegen elf“, versetzte sie, „und Sie haben Carlo einen Besuch versprochen. Ich fürchte zwar, Sie gehen nicht gern hin, nachdem er Ihnen gestern so häßlich begegnet ist; aber erweisen Sie ihm mir zuliebe die Ehre. Soll ich Ihnen noch einmal den Weg zeigen?“

Nein, Heinrich getraute sich diesen selber zu finden, und er traf Grimelli, der ihn erwartete, unter dem Torbogen des Hauses, mit dem Auseinanderwinden von Regen beschäftigt.

Auf die Garne deutend, sagte der junge Mann mit dem Napoleonskopf: „Diese Unterhaltung kennt man in Deutschland weniger. Man fängt bei Ihnen nicht viele Vögel.“

„Vogelneze sind das?“ rief Heinrich. „Nein, bei uns kennt man die Vogelstellerei nicht. Das Gesetz verbietet sie.“

„Bei uns auch“, lachte Grimelli spöttisch und hängte die Garne an die Hauswand. „Wir fragen aber nicht nach den Gesetzen, die uns die Schweizer jenseits des Gotthards aufzwingen wollen. Im übrigen ist mir das Vogelstellen selber nur eine Kurzweil; ich treibe es am liebsten deswegen, weil mein fünftiger Schwiegervater, Herr Cesari, mit dem ich seit einiger Zeit nicht sehr gut stehe, ein Feind des Vogelfanges ist. Als Gemeindevorsteher hätte er die Pflicht, mich dafür zu büßen; er wagt es aber nicht!“

Ein schlaues, überlegenes Lächeln ging über das Gesicht Grimellis.

Landfriedel war es in der Gesellschaft des boshaften Menschen nicht wohl, und er spähte schon nach einem günstigen Augenblick, um sich zu verabschieden.

„Darf ich Ihnen rasch noch meinen zoologischen Garten zeigen“, versetzte aber Grimelli; „nachher, wenn es Ihnen angenehm ist, gehen wir zur Post, die ungefähr um halb zwölf kommt. Sie ist das Stelldichein der Altancanesen, die eine Zeitung halten oder einen Brief erwarten, das große Ereignis des Tages, nach dem sich in unserm Nest nichts mehr ereignet, als daß dann und wann noch eine Henne gackert. Im übrigen, im „Grand Café“, dem Wirtschäftchen nahe der Post findet sich auch stets einer ein, der die andern rasiert. Vielleicht dient das Ihnen.“

Ja, das diente Heinrich.

Sie traten durch den Torbogen in einen ansehnlichen Flur. Das war wohl, was Grimelli seinen zoologischen Garten nannte. Die Köpfe ausgestopfter Vögel, Wild- und Raubtiere schmückten die Wände, namentlich viele Gemstöpfe. Jedem war der Tag des Abschusses beigefügt.

„Ich habe mir die Sammlung ein hübsches Stück Geld kosten lassen“, erzählte der Jäger; „jedes erlegte Tier mußte an einen Präparator in Mailand gesandt werden; ich dachte, die Köpfe würden einmal ein hübscher Schmuck für das Hotel; das Haus aber steht stets noch auf dem Papier. Das ist das Zerwürfniß mit Herrn Cesari.“

Die Augen Heinrichs hatten sich an das Halbdunkel des Flurs gewöhnt. Da entdeckte er eine Menge ganz kleiner Käfige, die an der Wand aufeinander gestapelt standen, darin die Singvögel, die er aus der Heimat kannte, Zeisige, Rotkehlchen, Finken und Meisen.

„Warum bringen Sie die Tierchen nicht ans Licht, an die Sonne?“ rief er zitternden Herzens; „hier müssen sie ja verderben.“

„Nein, sie verderben nicht“, erwiderte Grimelli ruhig; „an der Sonne aber würden sie hingehen. Sie sind frisch geblendet.“

„Frisch geblendet!“ schrie Heinrich leise auf und sah, wie die Tierchen statt der Augen frischgeschwollene rote Tupfen trugen. „Um Gotteswillen, warum blenden Sie die Vögel?“

Uebelkeit wollte ihn befallen.

„Meine Mutter besorgt es“, versetzte Grimelli gleichmütig. „Sie weiß mit der glühenden Nadel umzugehen, daß ihr selten ein Vögelchen daran stirbt. Ein paar Tage muß man die Tiere füttern und tränken; nachher finden sie sich von selber wieder zum Wasser- und Futternapf; in zehn Tagen fangen sie schon wieder an leise zu pfeifen; in drei Wochen fingen sie schmelzen-

der, fleißiger und lauter als zuvor und sind die besseren Vöcker als die sehenden Vögel. Darum machen wir sie blind.“

„Gott, mich erbarmen die kleinen Sänger“, stieß Heinrich hervor; „wie sitzen sie zitternd und todestraurig auf den Holzstengeln.“

Grimelli blieb entweder gegen seine Worte unempfindlich, oder weidete sich heimlich an seinem Schmerz.

Er öffnete die Stubentür. Auch drinnen saßen dreißig oder fünfzig Vögel, die wie im Traum vor sich hin piepten und sich in den engen niedrigen Käfigen die Stirne kahl, die Schwung- und Schwanzfedern in Fäden gestoßen hatten. Als Grimelli aber die ersten Takte eines munteren Liedes piffte, erhoben die armen Schelme ihre Stimme zu einem ohrbetäubend lauten Gemenge von Melodien.

„Hören Sie“, lachte er sieghaft; „sie singen schmelzender als die Vögel, die ihre Augen noch haben!“

„Warum haben sie aber so schrecklich kleine Bauer“, forschte Heinrich.

„Wir können zum Locken nur Käfige brauchen, die sich im Grünen leicht verstecken lassen; vor großen würden uns die aus der Luft hernieder steigenden Vögel, die ihren Spielkameraden auf der Erde suchen, wieder davonfliegen. — Aber gehen wir jetzt auf die Post zu warten, die bald da sein wird.“

Wie gern verließ Heinrich das Vogeleland!

Er fühlte sich tief unglücklich, daß er es gesehen hatte; er wußte, es würde nach Jahren wieder schaudervoll in seinen Träumen aufleben, empfand ein Grauen vor Grimelli und haßte auch die Mutter des Vogelstellers, die stille, sanfte Frau, die ihm die Wunden so vortrefflich pflegte. Gottlob, das Schicksal hatte ihn nicht in dieses Haus geworfen, in dem er es keinen Tag ausgehalten hätte!

Sie saßen vor dem Wirtschäftchen „Croce bianca“ und schlürften durch Strohhalme ein grünliches Getränk, das Heinrich neu war.

„Den Absinth habe ich aus Paris hier eingeführt“, erzählte Grimelli. Noch ein paar Beute nahmen Platz an dem Tische.

„Die Redoute von Altanca“, spottete er. „Oft beteiligen sich daran zwei, wenn es hoch kommt, fünf oder sechs Köpfe.“

Hallo entstand unter den etlichen Gästen: „Wir machen Fortschritte! Die Post braucht schon ein Maultier; das kommt von deinen vielen Zeitungen, Carlo. Wenn aber einmal dein Hotel steht, sind vier Maultiere notwendig.“

„Wier — nein acht“, versetzte er mit lachendem Spott.

Heinrich hatte von der Post nichts zu erwarten; er wandte sich an den blassen Mann, der ihm als der Rasierkunst mächtig bezeichnet worden war, und ohne besondere Umstände fiel der unfreiwillige jugendliche Bart, verwandelte sich der Gast von Altanca wieder in den Jüngling, wie er durch die Straßen Lübingens gegangen war — Schnurrbart und zur Seite der Schläfen ein Ansatz von Backenbart, beide dunkelblond.

So kam die Mahlzeit.

Doia wartete schon am Fenster auf ihn; sie nickte ihm zu und lächelte über die vorteilhafte Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, über sein frisches Gesicht. Als sie ihn aber zu Tische lud, stöhnte er: „Ich kann nicht essen; ich habe zu Gräßliches gesehen. — Wie kann ein Mensch, ein Weib den kleinen Vögeln die Augen ausbrennen? — O, wäre mir dieser Anblick erspart geblieben — ich fasse es nicht, ich habe ein Grauen vor Carlo Grimelli.“

Bei seinem bebenden Schmerz verlor auch Doia die Freude am Essen; um so eifriger sprachen sie.



Bertha Züricher, Bergsee (Salon d'Automne 1934)

„Uns in Schwaben“, rief Heinrich, „sind die Vögel etwas heiliges. Wenn die Tannen und Häuser im Schnee fast versunken sind, so bahnen sich Bauer und Bäuerin doch einen Weg und schaffen sich einen Raum, um die armen hungernden Tierchen zu füttern. An ihre Obstbäume hängen sie im Frühling die kleinen Kästen aus Rinde auf, damit die Singvögel leichter nisten, und entdecken sie beim Mähen ein Nest, so lassen sie das Gras weit darum her stehen, damit den alten und jungen Vögeln kein Leid geschehe. Hier aber tötet man die Sänger, die uns den Lenz vom Himmel rufen.“

„Nun, wir sind doch nicht alle so schlimm!“ erwiderte Doia beklommen. „In unserm Haushalt werden Sie nie Reis oder Mais mit kleinen Vögeln auf dem Tisch sehen. Und der Vater würde für ihren Schutz gern mehr tun, wenn es möglich wäre. Es ist aber nicht möglich. Als vor etlichen Jahren die großen Roccoli auf einen Befehl von Bern aus in unserer Gegend abgeschafft wurden, war der Tessin nahe an einem Aufstand. Da haben Hunderte einen unauslöschlichen Haß gegen die deutsche Schweiz, von der sie sich vergewaltigt fühlten, in sich eingefogen. Denn Vogelsteller wie Carlo sind viele, viele. Schon den kleinen Knaben liegt die Leidenschaft im Blut, und sie wissen nicht, daß sie Böses tun.“

„Was ist denn ein Roccolo?“ fragte Heinrich.

„O, unten in den italienischen Landschaften können Sie

noch an jedem Hügel Roccoli sehen, Türme, um die her niedrige, breitschirmige Bäume oder Gebüsch stehen. In diese werden die Lockvögel gesetzt, singen, erwecken damit die Neugier der Vögel, die in den Lüften ziehen, und in Flügen steigen die Wandernden hernieder. Wie nun die Gesellschaft, Gefangene und Freie, einträchtig jubiliert, fliegen aus der Höhe des Turmes, vom Roccoliere mit geschickter Hand geworfen, die Netze, und die vor Schrecken aufstiehbenden freien Vögel bleiben darin hängen, bis sie der Vogelsteller herausnimmt und ihnen den Hals umdreht. Ein großer Fang ist eine Freude für jung und alt, für Nachbarn und Freunde; da wird ein Gartenfest mit venetianischen Laternen abgehalten, geschmaust und getrunken; zur Laute klingen die Lieder und die Jugend tanzt. Darum hängen die Leute so stark an der Vogelstellerei; sie sehen die Grausamkeit daran nicht; sie kennen nur die Lust an der gefeligen Mahlzeit.“ —

„In Ihrer Gegend sind aber keine Roccoli mehr?“ fragte Heinrich.

„Genug! — Jeder Baum kann als Turm dienen, wenn darunter nur Gesträuch steht, gewachsenes oder künstlich eingestektes, das die Lockvögel verbirgt. Ist kein Roccolo möglich, fängt man die Vögel in Schlingen.“

„Und die Gebildeten?“

Fortsetzung Seite 1051.

„Sind die größten Leckermäuler“, erwiderte Doia. „Wer ist die meisten Vögel, die Carlo in seinen Roccoli fängt? Gewiß nicht er oder seine Mutter, sondern seine Gesellschaft, „der junge Tessin“. Als Carlo in die beiden Prozesse mit Hotelier Sommer geriet, lernte er eine Anzahl junger Advokaten kennen, die ihm zwar in der Gerichtssache nicht helfen konnten, von denen er sich aber in die Politik hineinziehen ließ, in eine Politik, die jedem rechtschaffenen Tessiner eine Verlegenheit ist. Seine Freunde sind eine Gruppe von Heißspornen, meist die Pflastertreter von Bellinzona, Locarno, Lugano, die gerne ein Amt hätten und keines finden. Statt dessen haben sie ihren Klub und ihr Blättchen, predigen darin den Haß gegen alles, was deutsch heißt, namentlich gegen die deutsche Schweiz, lassen Italien und Frankreich hoch leben und schwärmen von lateinischer Kultur und Verbrüderung. Sie haben ja Carlos Rede auf dem Friedhof gehört. Wenn sie sich aber die Köpfe mit Politik und Wein erhitzt haben, vergessen sie, daß diejenigen Bürger, die nicht zu ihren Anschauungen stehen, auch Lateiner sind, belästigen die Andersdenkenden auf der Straße oder dringen zu ihnen in die Cafés und reißen Händel vom Zaun. Nachher gibt es zer Schlagenes Geschirr zu bezahlen und Gegner für blutige Köpfe zu entschädigen. Das ist die Gesellschaft, die Carlos Vögel verzehrt. Er ist unter ihr einer der heftigsten Redner. Die Zugehörigkeit zu dieser Partei ist für den Vater der stärkste Grund, daß er über Carlo so schwer verstimmt ist.“

„Doch wozu Ihnen so viel Schlimmes aus unserm Lande melden?“ unterbrach sich Doia. Nur noch eines! Gerade das Schutzgesetz für die Vögel dient der kleinen, schlimmen Gesellschaft Carlos das Volk gegen die übrige Schweiz aufzustacheln. „Seht ihr“, rufen die Hitzköpfe in die Dörfer hinaus, „die von Bern zwingen uns, daß wir die Vögel vorüberfliegen und sie den Italienern zur Beute fallen lassen. Im Königreich lebt man freier und besser als in der Republik!“ Bei der Freude, mit der unser Volk am Vogelfang hängt, ist das eine Verbeugung seiner Leidenschaften, die mein Vater fürchtet, und weil er treu zur Schweiz steht, wählt er das kleinere Uebel, sieht er als Sindaco der Vogelftellerei ziemlich durch die Finger und wirkt dafür sonst den Plänen des jungen Tessins entgegen. Dabei aber sind er und ich ganz Ihrer Meinung; es ist eine Schande, wegen etwas Leckerei die Vögel zu töten!“

Während Doia sprach, war Heinrich nachdenklich ans Fenster getreten. Mit den Bildern, die er heute gesehen hatte, war ein Teil seiner Begeisterung für Italien verflogen; als ein großes Glück empfand er aber, daß Doia den Vogelmord nicht verteidigt hatte. Es wäre ihm ein tiefes Leid gewesen, einen Flecken auf ihrer lieben Gestalt zu sehen.

Da kam sie leise zu ihm herüber.

„Heinrich Landsiedel“, flüsterte sie und ergriff seine Hand, „Ihr Gedanke, in Airolo zu bleiben, gefällt mir doch. Verachten Sie mich deswegen nicht“, stammelte sie furchtbar verwirrt; „ich bin so grenzenlos unglücklich mit Carlo und habe auch ein Herz, das nach Glück und Liebe schreit. Ich kann Sie nicht wieder ziehen lassen — Gott helfe mir!“

Schamrot hielt sie vor ihm das Haupt gesenkt.

Er drückte ihr bloß die Hand. „Nicht jetzt — dort kommen die beiden Herren wieder. Ihr Vater und Testa“, mahnte er.

„Schon!“ rief sie.

Die Eintretenden waren gut gelaunt und luden ihn zu einem Besperimbis ein.

Dabei merkte er, daß ihn der weltmännisch feine Testa mit Wohlgefallen betrachtete. Er selber faßte Zutrauen zu dem Manne, der in klingendem Italienisch von seinen Seereisen erzählte, Länder und Völker und namentlich auch Schiffspassagiere, mit denen er bekannt geworden war, in knappen, scharf-

umrissenen Zügen schilderte. „Die Welt gesehen zu haben, das ist doch ein lebenslänglicher Besitz, der von keinem andern aufgewogen wird“, schloß der ehemalige Steward seine Erzählung und strich sich den ins Biered geschnittenen schwarzglänzenden Bart, in den sich schon ein paar weiße Fäden mengten.

„Und Sie gehen aus unsern Bergen nach Rom?“ richtete er die Frage an den Gast des Hauses.

Eine Unsicherheit überkam Heinrich. Etwas zögernd antwortete er: „Ich erwäge, ob es mir nicht von Vorteil wäre, wenn ich, bevor ich nach Rom ginge, zuerst besser Italienisch lernte, da ich in Rom das Brot selber verdienen muß. Die Studien haben leider mein kleines ererbtes Vermögen aufgezehrt. Deshalb frage ich mich, ob ich mich nicht bei der Verwaltung des Gotthardbahnbaues in Airolo um eine Schreiberstelle bewerben sollte. Auch aus dem Grund, daß es uns Studierenden sehr beförmlich ist, wenn wir statt Bücher ein Stück großer menschlicher Arbeit miterleben. Immerhin würde ich nur ein paar Monate bleiben.“

Er beachtete es nicht, daß bei diesen Worten etwas wie eine Enttäuschung über das aufmerksame Gesicht des Sindaco ging; er hielt seine Augen erwartungsvoll fragend in die dunkelblühenden Testas gerichtet.

Das Erschrecken Doias aber sah er.

„Da könnte ich Ihnen freilich dienen“, erwiderte der Hotelier; „ich habe Beziehungen mit den verschiedenen Leitern der Unternehmung; doch weiß ich Ihnen vielleicht einen bessern Vorschlag als den, in eine Baustube zu sitzen.“ Er schwieg einen Augenblick und betrachtete Landsiedel prüfend. „Ich will nachdenken, kommen Sie, wenn Sie frisch sind, bei mir in Airolo vorbei.“

Heinrich dankte ihm, und die Unterhaltung nahm eine andere Wendung. Die beiden Tessiner sprachen von den Parteischützenfesten ihres Kantons, die eigentlich einen Widerspruch in sich trügen, da sie doch zu Ehren desselben Vaterlandes veranstaltet würden. Dabei fiel der Name Grimellis, und Heinrich spürte, daß auch Testa kein Freund Carlos war.

Der Airolese rüstete zum Aufbruch.

„Ich bin dir also bei dem Angebot für das Land sehr weit entgegengekommen, Onkel“, versetzte er; „vierzehn Tage binde ich mich. Wenn ich diesen Sommer nicht bauen kann, verzichte ich endgültig auf die Erwerbung.“

„Auf dem Weg noch ein Wort“, sagte Cesari und gab Testa das Geleit.

Nun waren Doia und Heinrich wieder allein.

„Wir hätten über Ihre Absicht wegen Airolo noch schweigen sollen“, sagte sie betrübt. „Ich fürchte, mein Vater hörte nicht gern davon. In seinen Gedanken waren Sie der junge, wohlhabende Mann, der zum Weiterstudium nach Rom geht. Und er kennt Sie noch zu wenig.“

Als Landsiedel nun etwas erschreckt dasaß, versetzte sie lieb: „Und doch, wie danke ich Ihnen von Herzen, daß Sie mir das Opfer bringen, ich bin darüber so glücklich!“ Ein weiches Leuchten kam in ihre Augen.

Er erhob sich, und eine Weile ruhten ihre Blicke ineinander.

Sie begann an allen Gliedern zu zittern; sie schlang ihren Arm um seinen Hals und flüsterte mit heißem Atem: „Heinrich, was hast du aus mir gemacht? — Meine Mutter hat mich gelehrt, daß ein Mädchen keinen Mann ansehen darf als ihren Verlobten, dich aber kann ich nicht genug ansehen und finde nichts Böses dabei. Wie hast du heute schön von den Vögeln gesprochen! — Wenn ich frei wäre, ich ginge mit dir nach Rom oder wohin du willst. — Aber auch so muß ich dich lieben, selbst wenn ich darüber durch Carlo sterben sollte.“

Sie zog den Ring Grimellis vom Finger, warf ihn auf den Boden, daß er klirrend in eine Ecke sprang und schrie: „Heinrich — ich möchte bei dir vergessen!“ Die Tränen traten ihr in die Augen; sie sank rückwärts in seinen Arm; sie ließ den Kopf in den Nacken gleiten; ihre Zähne benetzten seine Wangen; mit ihren dunklen Sternen lächelte sie ihn herzinnig und gläubig an.

Wie er die Last des jungen, schönen Wesens spürte, vergaß er sich — er küßte ihr den roten Mund — wieder — und wieder. Sie aber stammelte: „Komme, was wolle, ich bereue es nicht! — Nein, bei der Madonna und den Heiligen nicht — nein! Wußte ich, was Liebe ist, als ich den unglücklichen Bund mit Carlo schloß?“ —

In ihrem Liebessturm lebten sie beide jenseits der Wirklichkeit.

Erst der Eintritt Lefas, die das Abendbrot brachte, gab sie der Besinnung zurück, der verwunderte Blick, den die schlaue Magd auf den am Boden liegenden Ring Grimellis warf.

Fortsetzung folgt.

## Die Schweiz und die religiösen und politischen Flüchtlinge

Von H. Neuenschwander

Schluss.

In der Schweiz war besonders Mazzini tätig, um die noch unbeteiligten Flüchtlinge in seine Pläne zu ziehen: Gründung des „Jungen Europa“. Der Aufzunehmende mußte einen fürchterlichen Eid ablegen, „mit Todesstrafe für jeden Verräter“, „... im Namen Gottes und der Menschheit ... des Blutes der Freiheitsmartyrer, der Unterdrückten, in welchem Winkel der Erde sie auch sein mögen ...“ Manche Einheimische betrachteten bei allem Wohlwollen doch mit Sorge die immer wachsende Schar fremder Gesellen. So kann man in einer Schrift lesen: „Man durchgehe die Handwerksstätten der Waadt und Neuenburgs, alle sind mit deutschen Gesellen angefüllt.“ Ueber ihr Wesen und Treiben gibt uns übrigens Gotthelf in „Jakobs Wanderungen“ trefflichen Bescheid. In der einen oder andern Schweizerstadt hatten die Deutschen ihren „landsmännischen“ Verkehr. Der älteste deutsche Verein war in Biel 1833. 1834 entstand der in Bern, welcher durch sein Steinbühlifest wieder einen unangenehmen Notenwechsel heraufbeschwor. Wie die flüchtigen Deutschen im allgemeinen zu der Schweiz stunden, zeigt folgender Ausspruch (von Schüller): „Wir und die Schweizer sind eines Stammes und einer Sprache, und deshalb schon zu inniger Verbindung berufen“. Wie aber doch immer die Sehnsucht lebte, nach Deutschland zurückzukehren, sowie an seiner Einigung wirklich auch bald etwas tun zu können, erkennen wir aus dem Brief eines Jungdeutschen: „... wenn's nur einmal losginge! O, wie wär's mir so wohl! Ich wollt, ich könnte meine Boutique heute noch in Winkel schmeißen und hinüberziehen.“ Die Agitation in Deutschland selbst mußte natürlich in aller Heimlichkeit geschehen. Aber immer waren heimwandernde Gesellen bereit, sich der Propaganda zu Fuß zu unterziehen. Einer, als er an der Grenze nach Flugschriften untersucht werden sollte, stieß sich den Dolch in die Brust, mit den Worten: „So stirbt ein freier Deutscher für sein Vaterland.“ Folgendes zeigt noch kurz Einzelschicksale solcher Flüchtlinge: Dr. Georg Fein flüchtete zuerst nach Paris. Dort, von der Polizei ausfindig gemacht, wurde er wochenlang ins Gefängnis geworfen. Dann wandte er sich nach England, wo die meisten Flüchtlinge einen verzweifelten Kampf ums tägliche Brot führten. Von London ging er nach Norwegen. In Christiania gründete er den demokratischen Verein „Germania“. 1844 kam er in die Schweiz. Hier nahm er an den Freischarenzügen gegen Luzern teil, wurde gefangen und nach Oesterreich ausgeliefert, in Triest verschifft und nach Amerika verschickt. In der neuen Welt war Fein wieder tätig. Er hielt Vorträge. Als er 1848 wieder nach Deutschland zurückkehrte, wurde er als „Ausländer“ ausgewiesen. So kehrte er

zum dritten Mal in die Schweiz zurück, wo er nun blieb. Er gründete in Viesstal eine Fortbildungsschule.

Ein anderer Mann, der in den bösen Tagen bei uns Unterkunft suchte, war Karl Mathy, einer der tüchtigsten deutschen Männer: Am 31. Mai 1835 reichte er unter schlichter Darstellung seiner Lebensbahn dem Reg.-Rat von Bern das Gesuch ein, ihm, um der Verhaftung zu entgehen, ein Asyl zu gewähren. Er schreibt zuletzt: „... Sie hochgeachtete Herren werden von mir nie zu besorgen haben, daß ich auf irgend eine Weise dazu beitrage, dem Ausland gegenüber Verlegenheiten zu bereiten.“ Das Asyl wurde ihm gewährt. Zuerst war er in Biel Uebersetzer bei der neugegründeten Zeitung „Die junge Schweiz“. Damit kam er in persönliche Beziehung zu Mazzini und Ochsenbein. Er arbeitete nun bei der „Jungen Schweiz“ auch literarisch mit. Der Reg.-Statthalter nannte ihn sogar „die Seele der jungen Schweiz“. Im Zusammenhang mit den Flüchtlingsverfolgungen wurde 1836 die Zeitung aufgehoben, und Mathy mit anderm Personal ins Gefängnis geworfen. Weil er sich an politischen Umtrieben beteiligt haben soll, wurde er ausgewiesen: „... heute morgen wurde mir der Beschluß eröffnet, ... monach ich ... über die Gränze gebracht werden soll ... Da ich aber in Biel mit meiner Frau angefaßen bin, ... so bitte ich, mir eine angemessene Frist zu gestatten, ... um mit meiner Familie abreisen zu können.“ Dem „gehorsamst Unterzeichneten“ wurde mitgeteilt, den Kanton und die Eidgenossenschaft binnen 14 Tagen zu verlassen, ohne daß man die von ihm verlangte Untersuchung durchgeführt hätte. Er aber bat weiter: „Meine Frau, die infolge der eingetretenen Störungen unserer Ruhe schwer erkrankte ...“ Aber die Regierung trat auf das Gesuch gar nicht ein. Mit zwei Gesuchen wandte er sich nun an den Vorort. Nach eingehender Untersuchung wurde Mathys Name aus der Liste der Ausgewiesenen gestrichen. Nun fand er Unterkunft in Grenchen, wo er als Sekundarlehrer tätig war. Hier besaß er nun ein bescheidenes Glück. Er gründete die „Volksbibliothek für einen Bazen“, eine für das Volk gedachte, belehrende Zeitschrift. Sie brachte Artikel aus Geographie, Astronomie, Chemie, Gewerbekunde, Volksgesundheitspflege usw. Er behandelte in populärer Weise Handels- und Zollverhältnisse zum Ausland, das Wesen der Volkswirtschaft u. a. m. Eine Arbeit: „Der Zehnt wie er war, wie er ist und wie er sein wird“ wurde preisgekrönt. Im Dezember 1840 verließ Mathy Grenchen und siedelte nach Karlsruhe über, wo er die Redaktion der „Badischen Zeitung“ übernahm. Er schrieb einen Artikel in eine englische Zeitschrift, worin er die Aufgabe Englands, die Schweiz zu unterstützen, betonte. Er mühte sich auch sonst um unfres Landes Wohl und Ehre. Sein Wunsch, wieder in die Schweiz zu kommen, wurde wieder größer, so daß er sich entschloß, wieder in der Schweiz eine Lehrerstelle anzunehmen. Madretsch sagte ihm sogleich die Aufnahme ins Bürgerrecht zu. Auch Solothurn anerbote sich, ihm eine Stelle zu verschaffen. Er wurde dann auch wirklich in Büren gewählt. Am 5. Januar 1842 sollte er die Stelle antreten. Da machte die Regierung alle Hoffnung zu nichts. Er wurde als revolutionärer Kopf bezeichnet und abgewiesen. Mathy war schwer betroffen: „Hätte ich nur den zehnten Teil der hiesigen Regierung zu Gefallen getan, was der Berner Regierung, so wäre ich zum Mindesten geheimer Finanzrat.“ Trotzdem war er fest entschlossen in die Schweiz zu kommen. Das katholische Grenchen erteilte ihm das Ehrenbürgerrecht: Seine ehemaligen Schüler waren ihm ganz ergeben. Da aber brachten ihn die Wahlen in die badische Abgeordnetenkammer, er wurde Staatsminister. Die Schweiz hatte ihn nun endgültig verloren.

Es bleibt uns nun noch übrig, spätere Aufnahmen von Flüchtlingen zu betrachten. Es ist vor allem zu erinnern an den deutsch-französischen Krieg 1870/71. Die ganze Armee von Bourbaki, auf die man die letzten Hoffnungen gesetzt hatte, wurde bei Belfort umzingelt und dann über die Schweizergrenze gedrängt. 83,000 Mann kamen halb verhungert und erfroren über die Grenze und wurden rasch auf die einzelnen Kantone verteilt, wo sie bis zum Friedensschluß gastliche Pflege fanden.